

Sprachschöpfung, Spracherhaltung und Sprachgestaltung in Graubünden

Autor(en): **Bezzola, Reto R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1946)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

— ✦ ERSCHEINT JEDEN MONAT ✦ —

Sprachschöpfung, Spracherhaltung und Sprach- gestaltung in Graubünden

Vortrag, gehalten an der Tagung des Zürcher Hochschulvereins zu Chur
im Großratssaal, 7. Oktober 1945

Von Prof. Dr. R e t o R. B e z z o l a , Zürich

Graubünden ist der einzige Kanton unseres Landes, der eine heute noch lebendige Schriftsprache geschaffen, erhalten und, wie wir sehen werden, teilweise auch gestaltet hat. Und zwar sind die Umstände, unter denen sich dieser Formungsprozeß abspielte und noch abspielt, einerseits so besonderer Art und andererseits so beispielhaft, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, bei dieser Gelegenheit das Problem der Sprachschöpfung, Spracherhaltung und Sprachgestaltung auf diesen Fall dieser einzigen nurschweizerischen Schriftsprache zu beschränken und das gleiche Problem auf dem Gebiete sowohl der romanischen als auch der deutschen und italienischen Mundarten Graubündens unberücksichtigt zu lassen, um so mehr als es auf mundartlichem Gebiet in irgendeinem anderen Teil der Schweiz oder Europas untersucht werden könnte. Selbstverständlich müssen wir mit dieser Beschränkung auf manche sprachhistorische und sprachphilosophische Erwägung

verzichten, die sich aus der Betrachtung des Problems in der Sprache an sich ergäbe. Aber der Erwägungen und möglichen Schlüsse sind immer noch genug.

Was den Formungsprozeß der Schriftsprache von dem der Sprache im allgemeinen unterscheidet, so ist vor allem seine bewußte Zielsetzung hervorzuheben. Die vorhandenen sprachlichen Elemente des Ausdrucks, der Mitteilung und der Gestaltung werden bei der Entstehung und Entwicklung der Schriftsprache bewußt gewählt, vermehrt, abgegrenzt, geordnet, vereinheitlicht oder in ihrer Vielfalt belassen und gefördert.

Dann ist zu sagen, daß beim Formungsprozeß der Schriftsprache in viel höherem Maß als bei demjenigen der Sprache im allgemeinen der Wille und die Tat des Einzelnen hervortritt.

Die aus beiden Beobachtungen zu schließende überragende Rolle der Ratio und des Willens des Einzelmenschen läßt geradezu an die Schöpfung der modernen internationalen Verständigungsidiome wie Esperanto denken. In der Tat haben die Esperantisten, Okzidentalisten und wie sie alle heißen verschiedentlich für die rätoromanischen Schriftsprache größtes Interesse gezeigt. Ihrem rein schöpferischen Vorgehen widerspricht aber in der rätoromanischen Schriftsprache ein anderes Element, das der Sprach-erhaltung. Hier entspricht der Formungsprozeß eher den modernen baltischen und den heutigen irischen Schriftsprachproblemen, bis zu einem gewissen Grad auch dem Basic-English, mit dem grundlegenden Unterschied, daß dem Rätoromanischen als Schriftsprache jegliche bewußte Beschränkung auf die Sprache als Mitteilung in ihrer möglichst vereinfachten Form völlig abgeht. Die rätoromanische Schriftsprache erstrebt vielmehr bewußt von Anfang an, wie die traditionellen Schriftsprachen im allgemeinen, nicht nur die Erhaltung der Sprache als Mitteilung, sondern auch als Ausdruck. Sie bejaht damit auch, unter Ablehnung einer starren einmaligen Festsetzung und Regelung, das Grundelement jeder lebendigen Sprache, sei sie nun Schriftsprache oder Mundart, das Element der die Sprache immer wieder belebenden und sie erneuernden Gestaltung durch den das Allgemeine und zugleich Persönlichste Ausdrückenden, den Dichter. Unter Dichter verstehen wir hier jeden Einzelnen, dem es gelingt, das vorhandene Gerüst der sprachlichen Elemente so zu gestalten, daß sie zugleich Eigenstes wie Allgemeines zum Ausdruck bringen und so für die

Sprache die belebende und erneuernde Funktion ausüben, die für die Gesellschaft die wahre Person bedeutet, die Person, die gleichzeitig Einzelwesen und Glied der Gemeinschaft in sich schließt.

Bei der Schöpfung der rätoromanischen Schriftsprache boten sich den zu dieser Schöpfung entschlossenen Einzelnen, oder besser gesagt Personen, denn um solche handelte es sich, verschiedene Probleme, die schließlich bei der Entstehung jeder Schriftsprache entscheidend sind :

1. die räumliche Abgrenzung der Volksgruppe, welcher die Schriftsprache dienen sollte ;
2. die Aufgabe, das gesprochene Wort schriftlich zu fixieren und so eine Tradition des schriftlichen Ausdrucks und der schriftlichen Mitteilung zu schaffen ; und schließlich
3. das interessanteste Problem, die Frage der quantitativen und qualitativen Verwendung der für die betreffende Bevölkerung vorhandenen verwertbaren Sprachelemente einerseits, andererseits der Verwertung von Elementen anderer Sprachen und die Möglichkeit, daraus Grundsätze und Sprachmaterial zu gewinnen.

Nun entsteht eine Schriftsprache nicht in ein paar Jahren, der Prozeß dauert Jahrhunderte, ganz abgesehen von der fortwährenden organischen Sprachveränderung, die an und für sich immer wieder Modifikationen des einmal fixierten schriftsprachlichen Organismus erfordert.

Die drei erwähnten Grundprobleme stellen sich immer wieder von neuem, sie stellten sich fürs Romanische im 16. Jahrhundert, als die ersten Texte entstanden, sie stellten sich uns heute, als wir unsere neuen Wörterbücher und Grammatiken verfaßten. Allerdings nahmen diese Probleme immer wieder ein anderes Gesicht an, je nachdem was man von der Schriftsprache verlangte. Als im Jahre 1527 der Staatsmann Gian Travers aus Zuoz beschloß, eine kriegerische Episode seines bewegten Lebens, den Krieg der Bündner gegen den Kastellan von Musso am Comersee, Gian Giacomo Medici, in einem epischen Lied zu gestalten, stellte sich ihm nicht die gleiche Aufgabe wie dem Samadener Juristen und Notar Giachem Bifrun, der es im Jahre 1560 unternahm, das Neue Testa-

ment ins Romanische zu übersetzen. Noch schwieriger wurde das Problem im 17. Jahrhundert, als es galt, der ganzen Heiligen Schrift ein romanisches Gewand zu geben, und wieder andere Probleme waren schon im 16. Jahrhundert den Engadineren erwachsen, die sich vornahmen, die Gemeindestatuten und Gesetze romanisch abzufassen. Ganz neue Aufgaben erwachsen dann im 19. Jahrhundert, als es galt, das gesamte Wissen, das der Jugend in den Volksschulen vermittelt wird, romanisch auszudrücken, während es unserer Zeit vorbehalten blieb, die schriftsprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten auf alles menschliche Denken, Wissen, Fühlen und Tun auszudehnen.

Das Fesselnde für den Schöpfer der Schriftsprache im Romanischen liegt nun darin, daß keines der drei erwähnten Grundprobleme bisher eine endgültige Lösung gefunden hat und daß wir heute wieder von den gleichen Fragen bedrängt sind, die unsere Vorfahren zur Renaissance- und Reformationszeit quälten. Gewisse Fragestellungen und Lösungen Bifruns sind für uns von einer geradezu brennenden Aktualität. Das kommt daher, daß es nicht genügt, eine Schriftsprache zu schaffen, sie muß auch in ihrer einmal erschaffenen Form erhalten werden, sie ist, namentlich in unseren Verhältnissen, immer wieder in Gefahr, nicht nur im Konkurrenzkampf mit den mächtigeren Schriftsprachen der Nachbarn zu erliegen, sondern auch innerlich geschwächt und ausgehöhlt zu werden, wenn zeitweise die Kräfte der die lebendig erhaltenden Gestaltung fehlen. Zum Teil stellen sich die Grundfragen heute sogar brennender als vor vier Jahrhunderten. So gerade die erste, die räumliche Abgrenzung: Als Travers und Bifrun im 16. Jahrhundert zum ersten Mal daran gingen, dem romanischen gesprochenen Wort schriftlichen Ausdruck zu geben, ist ihnen auffallenderweise eines ganz klar bewußt gewesen, die Abgrenzung nicht nur gegen das fremde Deutsch, sondern auch gegen das stammverwandte Italienische und Französische.

Bifrun nennt auf dem Titelblatt seines Neuen Testaments die Sprache *arumauntsch* mit der in ganz Graubünden gebräuchlichen Bezeichnung, die sich scharf abhebt von dem in Italien damals noch gebräuchlichen Ausdruck fürs Italienische: *volgare*, der erst allmählich durch *italiano* ersetzt wird. In der Vorrede unterscheidet er sein *arumauntsch* klar vom *franzosth*, *tudaisck* und

lumbard. Es war der modernen Ignoranz vorbehalten, im Romanischen ein Sprachgemisch oder eine lombardische Mundart zu entdecken. — Filip Galicius, der Reformator, unterscheidet in seinem Vorwort zu Bifruns Testament an die Engadiner Jugend das Romanische ebenfalls vom *tudaistch* und *lumbard*. Er spricht aber nicht von arumauntsch, sondern von *elg nos ladin, terras ladin*. Es ist nicht sicher, daß er darunter nur das Engadinerromanisch verstand, wie wir es heute tun. Im Engadin treffen sich nämlich die beiden Sprachbezeichnungen für das gesamte Rätoromanische, das in den Ostalpen gebräuchliche Wort *ladin* und das im Rheingebiet angewandte *romontsch*. Das erlaubte dem Engadin dann, infolge der stärkeren Berührung mit Außenbünden und dem ziemlich vollständigen Bruch der Beziehungen zum Ladin der Dolomiten die Spezifizierung *rumauntsch* = Rätoromanisch, *ladin* = Engadinerromanisch. Dies war, namentlich für den Münstertaler Galicius, im 16. Jahrhundert wohl noch nicht so. Dem Rheingebiet fehlt heute noch die entsprechende Bezeichnung für seine lokale Schriftsprache, da *sursilvan* von Mittelbünden aus immer noch als lokal begrenztes Vorderrheintalisch erscheint.

Welche romanische Mundart am meisten Aussicht hätte, in schriftsprachlicher Form über die anderen hinaus Bedeutung zu erlangen, scheinen sich die Gründer der Schriftsprache im Engadin nicht ernstlich gefragt zu haben. Dem Dichter Travers schien es wohl selbstverständlich, daß er seine Talmundart zur Schriftsprache erhob, um so mehr als sein Heimatort Zuoz der Hauptort des freien und selbstbewußten Oberengadins war. Auch Bifrun, der sich doch sagen mußte, daß ein so wichtiges Werk wie die Übertragung des Neuen Testaments eine möglichst große Anzahl von Lesern erreichen sollte, spricht vom *arumauntsch* im allgemeinen, aber in Tat und Wahrheit schreibt er reines Oberengadinisch, also die eigene Mundart wie Travers. Schon mehr fällt es auf, daß Galicius sein erwähntes Vorwort zu Bifruns Werk nicht in seinem heimatlichen Münstertalerromanisch schrieb, sondern dazu Bifruns Sprache, also Oberengadinisch wählte. Haben wir es hier schon mit einer beginnenden Tradition zu tun, die durch die biblischen Dramen eines Travers und durch die entstehenden Gemeindestatuten gestützt wird? Kaum. Eher ist anzunehmen, daß Galicius durch seine kurzen Eingangsworte die sprachliche Einheit von Bifruns Buch nicht stören wollte. Auf jeden Fall

scheut sich der Historiker und Reformator Duri Champell aus Susch nicht, als er zwei Jahre später die Psalmen und geistlichen Lieder herausgab, ihnen das unterengadinische Gewand zu lassen, das er ihnen bei der Abfassung gegeben hatte. Und zwar sagt er ausdrücklich, Unterengadinerfreunde hätten ihn dazu aufgefordert. Das Oberengadinische wird als Schriftsprache nicht abgelehnt. Vielleicht gerade weil die beiden Mundarten einander so nahe stehen und die eine jeweils in der anderen Talstufe ohne weiteres verstanden wird, fühlte sich jeder veranlaßt, die eigene Mundart zu schreiben und damit den engeren Landsleuten eine besondere Freude und Ehre zu erweisen. So entsteht eine doppelte, oberengadinische und unterengadinische Tradition, die heute noch ungebrochen weiterdauert. Ein Oberengadiner schreibt oberengadinisch und ein Unterengadiner unterengadinisch. Ausnahmen sind äußerst selten. Trotz ihrer numerischen Überlegenheit und einer starken Einwanderung in die obere Talstufe konnten die Unterengadiner ihr Idiom als alleinige Schriftsprache im Engadin nicht durchsetzen. Als wir das neue deutsch-romanische Wörterbuch der Lia Rumantscha für das Engadin in Angriff nahmen, stellten wir uns natürlich die Frage, ob eine Vereinheitlichung möglich wäre. Wir mußten sie verneinen. Ihre Bejahung hätte nur bewirkt, daß die benachteiligte Talstufe noch mehr dem Deutschen anheimgefallen wäre. Wir konnten zufrieden sein, daß das Münstertal und der Kreis Bravuogn das Engadinische als Schriftsprache anerkannten. So erscheinen die beiden Engadineridiome im Wörterbuch gleichberechtigt, allerdings in der Art, daß jeweils der gemeinsame Ausdruck an erster Stelle steht und ihm dann der speziell unterengadinische und der oberengadinische folgen, dazu noch eventuelle münstertalische und bergünenerische, insoweit sie phonetisch sich organisch in die Engadiner-Schriftsprache eingliedern lassen. In der Wahl dieser Reihenfolge leitete uns allerdings der Gedanke der allmählichen Annäherung, der uns auch veranlaßte, die speziell unter-, oberengadinischen, münstertalischen und bergünenerischen Ausdrücke nicht als solche besonders zu kennzeichnen. Unseren unmittelbaren Vorgängern, Pallioppi Vater und Sohn, lagen solche Bestrebungen noch fern. Sie verfaßten ein vorwiegend oberengadinisches Wörterbuch, in welchem die anderen erwähnten Mundarten jeweils mit besonderer Kennzeichnung und in beschränktem Maße figurieren.

Ganz anders stellte sich das Problem in Rheinischbünden, als dort am Anfang des 17. Jahrhunderts eine Schriftsprache entstand. Unter dem Einfluß der schon bestehenden engadinischen Schriftsprache und vor allem der bei der Schaffung der neuen Schriftsprache stark beteiligten, aus dem Engadin stammenden Prädikanten bekam die surselvische Schriftsprache am Anfang nach einer ersten Publikation in Domleschgerromanisch – das sich *romonsch da Cuera* nennt – bald ein gewisses engadinisches Gepräge. Dieses erhielt aber in der Schreibart sofort eine Variante durch das bald darauf entstehende katholische Schrifttum, für das der engadinische Anstrich einen ketzerischen Geruch besaß. Da die Reformierten der Surselva aber daran festhielten, trennte sich das Surselvische orthographisch und in einzelnen Wortformen nicht wie das Engadinische nach lokalen Mundarten, sondern nach Konfessionen. So besitzt Rheinischbünden bis ins 20. Jahrhundert hinein eine reformierte und eine katholische schriftsprachliche Variante. In unseren Tagen gelang, da die Unterschiede sehr klein waren, eine Einigung, während die surselvische Schriftsprache andererseits das literarisch lange Zeit weniger produktive Mittelbünden noch nicht ganz gewinnen konnte, weil ihr neuester Lexikolog, Ramun Vieli, eine zu starke Durchsetzung des traditionsbewußten Surselvischen mit mittelbündnerischen Ausdrücken nicht wagen konnte. Die Einigung auf eine einzige Schriftsprache für ganz Romanischbünden wurde zwar verschiedentlich angestrebt und in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Gion Antoni Bühler aus Domat auch in einer durchaus nicht unglücklichen Kombination der verschiedenen Mundarten praktisch angewandt. Es fehlte Bühler einzig die Kraft sprachlich-dichtererischer Gestaltung, um durchzudringen. Bisher ist ihm kein Nachfolger erstanden. Wir Lexikologen mußten uns, da wir keine Dichter sind, um wie Dante auf einer schon vorhandenen gemeinsamen Grundlage ein *volgare illustre* zu gestalten, damit begnügen, einerseits die vielen Neuschöpfungen möglichst gleichartig zu bilden, andererseits der Schwesterschriftsprache des anderen Landesteils Worte und Ausdrücke zu entlehnen, die uns fehlten, so wenn das Surselvische das deutsche *glas* (Trinkglas) durch *migiel* (aus engadinisch *magöl*) ersetzt, oder wenn das Engadinische für Maikäfer das surselvische *buccaria* einzuführen sucht. Wir geben, indem wir diese Annäherung der eifersüchtig

ihre Eigenart währenden beiden Schriftsprachen fördern, die Hoffnung nicht auf, daß eines Tages der einigende Dante erstehe, namentlich wenn in den oberen Klassen der Schulen der beiden Landesteile immer mehr die Kenntnis der anderen Schriftsprache gepflegt wird. Von oben herab eine Einheitssprache diktieren zu wollen, würde ein völlig eitles Beginnen sein, das bei der urdemokratischen Einstellung der Romanen und ihrem durch die trennenden Berge betonten Partikularismus auf schärfste Ablehnung stoßen würde. Bewußte Sprachschöpfung kann hier nur durch lebendige Sprachgestaltung gestützt zu einem Ergebnis führen.

Auf das Problem der schriftlichen Fixierung des gesprochenen Wortes und der Schaffung einer traditionellen Rechtschreibung möchten wir nur ganz kurz eingehen. Es liegt uns daran, nur diejenigen Punkte herauszugreifen, die für das Leben einer Sprache von ideeller Bedeutung sind.

Es wäre ja reizvoll, zu ergründen, wie bei der Schaffung der romanischen Schriftsprache die ersten Schreibenden vorgingen, um vor allem die besonderen, für die betreffende Sprache, hier also für das Romanische typischen Laute und Lautverbindungen in der Schrift festzuhalten. Von Travers müssen wir leider absehen, da seine Werke nur in späteren Abschriften vorhanden sind. Wenn wir uns die Drucke von Bifrun und Champell im 16. Jahrhundert ansehen und dann die vielen Publikationen der folgenden Epochen, so stellen wir vor allem ein langes Tasten und größte Uneinheitlichkeit fest, selbst beim gleichen Autor, so etwa bei den unbetonten Vokalen und den so mannigfachen Zischlauten *tsch, ch (tg), dsch, gi, s-ch (stg), sgi, sch, s, z*; dann auch für die Palatale *gl, gn*. Für *sch* und *tsch* wählte Bifrun in Anlehnung ans Deutsche *sch* und *tsch*, und das Surselvische folgte ihm hier; für den typisch romanischen palatalen stimmlosen Explosivlaut lehnte er sich auffallenderweise in der Schreibweise nicht wie beim stimmhaften *gi* ans Italienische (*ci*) an, sondern wählte *ch*, in deutlicher Anlehnung ans Französische, obwohl *ch* im Französischen schon seit dem 13. Jahrhundert, also seit 300 Jahren, wie *sch* gesprochen wurde und nicht mehr explosiv wie früher. Aber vergessen wir nicht, daß Bifrun seine Schulen in Paris besuchte und nicht in Italien, und daß er in Basel druckte. Die protestantische Surselva folgte ihm, — die katholische dagegen, wohl unter Einfluß der Cadi (Disentis), wo die postpalatale Aussprache des Lautes sich

vom engadinischen *ch* viel stärker unterscheidet als in der Foppa, benützte die Gelegenheit, um eine schon in der bündnerischen Kanzleisprache verwendete Schreibart* einzuführen: *tg*, die man – wenn man *g*, wie es vor *i* und *e* ausgesprochen wird, als Grundlage annimmt – auch als sehr glücklich ansprechen muß; die protestantische Surselva hat das *tg* später auch angenommen, während im Engadin die Tradition schon zu fest war, als daß eine solche Neuerung aus der katholischen Surselva übernommen worden wäre. Im übrigen ist zu sagen, daß es Bifrun und seinen Nachfolgern nicht gelang, eine so genaue Schreibart einzuführen, daß sie allen Anforderungen genügt hätte. Als in den zwei folgenden Jahrhunderten der italienische Einfluß stärker wurde, erlag zum Beispiel die ursprünglich richtige Schreibart des männlichen Artikels *l* oder *'gl* dem italienischen *il*, obwohl der Artikel in der Umgangssprache heute noch *'l* oder *al* lautet. Die Spracherhaltung war also zu schwach, um die Sprachschöpfung zu stützen. Andererseits bemächtigten sich die Italianisierungs- und Germanisierungstendenzen der schwankenden Schreibweise der unbetonten Vokale und vor allem der unbetonten mit dem Artikel verbundenen Präpositionen, wie etwa der Präposition *da*, wofür Bifrun mit dem Artikel bald *dai* bald *del* geschrieben hatte. Unter italienischem und deutschem Einfluß suchte man aus der schwankenden Schreibart künstlich einen Genetiv *del* und einen Ablativ *dal* zu unterscheiden, die dann sogar in die Schulen eingeführt wurden. Die Umgangssprache hat diese Unterscheidung, die im romanischen Sprachempfinden ebensowenig wie im französischen eine Entsprechung hatte, nie angenommen. So konnten wir es wagen, sie anläßlich des neuen Wörterbuchs vor zwanzig Jahren als künstlich abzuschaffen. Leider hat die surselvische Schriftsprachreinigung, durch andere Probleme schon genug belastet, den Schritt nicht gewagt und schleppt dieses künstliche Gebilde einstweilen noch weiter mit, dessen Abschaffung die beiden Schriftsprachen in einem wichtigen Punkte der gesprochenen Sprache einander näher gebracht hätte.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Sie zeigen Ihnen, wie

* So nach A. Schorta in den Urbarien des Domkapitels 1375: Curtgina; vgl. ferner A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jahrhundert, *Vox Romanica*, Bd. VI, S. 81: Ruvinettya; S. 106: Val Crisgina.

auch der Lexikologe durch richtige Interpretation der sprach-
erhaltenden Kräfte die Schriftsprache nicht nur in ihrer pho-
netischen, sondern auch in ihrer morphologischen und syntakti-
schen Gestaltung dem gesprochenen Wort näher zu bringen und
damit in ihrer Eigenart stärken kann. Wir können mit gutem Ge-
wissen sagen, daß unsere neuen Wörterbücher in Tausenden von
Fällen dies erstreben.

Wenn wir nun zum Schluß vom Problem der Abgrenzung und
schriftlichen Fixierung der Literatursprache zu demjenigen der
quantitativen und qualitativen Verwendung der vorhandenen und
verwertbaren Sprachelemente und der Entlehnung fremder Ele-
mente übergehen, so konstatieren wir, daß zu einer Lösung die
schöpferische und erhaltende Funktion sowohl dem wählenden und
ordnenden Lexikologen und Grammatiker als auch dem gestalten-
den Dichter zukommen. Was fanden Travers und Bifrun vor? Die
Alltagssprache eines Bergbauernvolkes, allerdings eines Berg-
bauernvolkes, dem kriegerische, politische und kommerzielle Be-
tätigung seit Jahrhunderten nicht fremd waren. Wörter wie *omni-
potaint Dieu, ardimaint, sabjentscha, perseverer, estmo, gramma-
maing, recuparer, voluntus* und viele andere mehr im ersten roma-
nischen Literaturdokument, dem epischen Lied von Travers, zeu-
gen, daß die Sprache auch für abstrakte Begriffe schon einen ge-
wissen Wortschatz bot; es ist ja kaum anzunehmen, daß sie Tra-
vers alle samt und sonders frisch aus dem Italienischen genommen
und sofort formell romanisiert hätte, erscheinen doch später die
vielen Italianismen in einer viel italienischeren Gestalt. Dieser ab-
strakte Wortschatz zeugt von einem regen geistigen Leben, das ja
Gallicius in seiner Vorrede zu Bifruns Neuem Testament ausdrück-
lich bezeugt, indem er sagt, das Engadin hätte, „trotzdem es ein
hochgelegenes wildes Land sei, immer sehr menschliche Leute her-
vorgebracht, zu jeglichen Ämtern und Tätigkeiten geeignet“. Diese
geistige Regsamkeit fand denn auch Ausdruck in der gesprochenen
Muttersprache noch zu einer Zeit, als alle Bücher lateinisch oder
deutsch waren. Wie wäre sonst Bifrun auch imstande gewesen, das
Neue Testament in eine Sprache zu übersetzen, die durch ihre Un-
abhängigkeit vom Italienischen und Lateinischen höchst verblüfft.
Ein Vergleich mit den lateinischen und italienischen Bibelüber-
setzungen ist hier äußerst lehrreich: Wenn der Anfang des Jo-
hannes-Evangeliums: *In principio erat verbum* übersetzt wird mit

„*Il'g principi era l'g uierf*“, so dürfte wohl *principi* als Latinismus angesprochen werden; es könnte aber wohl kaum jemand behaupten, daß Bifrun die lautlich richtige romanische Form *vierf* aus *verbum* neu geschaffen habe. Sie war vorhanden, und Bifrun wählte sie bewußt statt des nur das gesprochene Wort ausdrückenden *pled*. Aus der Verdrängung von *vierf* durch *pled* in den späteren Jahrhunderten im Leben im allgemeinen und besonders an dieser Bibelstelle – so schon in der engadinischen Bibelübersetzung von 1679 und der surselvischen von 1718 – kann sogar auf einen nicht weiter erstaunlichen späteren Niedergang des geistigen Lebens und der entsprechenden sprachlichen Nuancierung geschlossen werden. Andererseits zeigt der gleiche Bifrun einen ausgesprochenen Sinn für Gefühlswerte der Umgangssprache, wenn er einige Sätze weiter unten *lux hominum* nicht mit *glüsch dals umauns*, sondern mit dem viel konkreteren Sammelbegriff *glüsch da la gliud* übersetzt. Wenn er sich an diesen zwei Stellen in der geschickten Anwendung vorhandener Ausdrücke als ein genialer Spracherhalter erwies, so zeigt er sich als äußerst feinfühligere Sprachschöpfer und -gestalter etwa bei der Übersetzung von *gloriam filii quasi unigeniti a patre* durch *la gloergia sco da quel figl sul genuieu dagl bap* in der geschickten Verknüpfung von Erb- und Lehnwort, die ein künstliches *üngenuieu* vermeidet. Ist es nun nicht bezeichnend, wenn der erwähnten Ersetzung von *vierf* durch *pled* die Ersetzung des herrlichen *sul genuieu figl* in der Bibelübersetzung von Vulpius und Dorta von 1679 durch das latinisierende *sco dal unigenit procedü dal bap* entspricht, das leider auch in der sonst so gelungenen Übersetzung von Gaudenz (1932) als *sco da l'unigenit chi vain dal bap* bestehen bleibt. Die dogmatischen, an das Wort sich haltenden Skrupel der Barockzeit haben den wahren sprachgestaltenden Glauben verdrängt. Wie tröstlich tönt dagegen die Erhaltung der Bifrunschen Schöpfung in der surselvischen Übersetzung von Luci Gabriel 1718: *sco digl parsulnaschieu d'igl bap*.

Diese drei typischen Beispiele, fast zufällig gewählt aus vierzehn Bibelversen, mögen genügen für die tausendfältige Zahl spannendster Momente, die sich dem Erforscher bündnerischen Geisteslebens bei der Untersuchung von Sprachschöpfung, -erhaltung und -gestaltung in der Schriftsprache auf kleinstem Gebiet ergeben. Auch dieses Problem der Verwertung von vorhandenem und von

auswärts entlehntem Sprachgut stellt sich immer wieder und es stellte sich auch uns Lexikologen, als wir vor mehr als zwanzig Jahren die Ausarbeitung der neueren Wörterbücher in Angriff nahmen. Was namentlich das Engadinische anbelangt, so hatten schon einzelne verdiente Männer aus der vorherigen Generation, sowohl Lexikologen wie Melcher und Pult als auch gestaltende Dichter, Übersetzer und Herausgeber wie Peider Lansel und Pfarrer Grand, die seit dem 17. Jahrhundert zunehmende Verwässerung der Schriftsprache festgestellt und die Durchsetzung mit Italianismen und Germanismen gebrandmarkt und zu bekämpfen versucht. Leider stießen ihre Bestrebungen in der noch im Positivismus des 19. Jahrhunderts befangenen breiten Öffentlichkeit nur auf Kopfschütteln, Spott und Ablehnung. Mit jugendlichem Wagemut und echtbündnerischer Starrköpfigkeit und Draufgängertum stürzten wir Jüngere uns in den Kampf, immer mehr unterstützt von unseren Hochschullehrern, von unserem feinfühlenden, hochgelehrten alten Freund Dr. Robert von Planta und einigen weiteren, die wir zu überzeugen vermochten, vor allem aber von unseren Altersgenossen. Es war ein harter Kampf, der im Engadin eine halbe Revolution verursachte mit Autodafés von sprachlich erneuerten Schulbüchern und einer mit Hunderten von Unterschriften versehenen Protestliste an die Bündnerregierung gegen dieses dreiste Unterfangen, der verknöcherten und verwässerten Schriftsprache ihre im gesprochenen Wort immer noch lebendigen geistigen und Gefühlswerte wiederzugeben. Er wurde schließlich entschieden durch einen feierlichen, gedruckten Entscheid des Kleinen Rates des Kantons Graubünden, der sich am 12. September 1927 in maßvoller, der hohen Behörde angemessener Form, aber im Inhalte des allerbestimmtesten für unsere Forderungen aussprach und sich in allen Schulbüchern und offiziellen Texten davon leiten ließ. Die Presse und die freien Schriftsteller und Dichter folgten bald von selbst. Heute erinnert sich mancher wohl nicht mehr, um was es ging, viele hatten es auch damals nicht gemerkt. Ging der Streit doch scheinbar um einzelne Punkte der Rechtschreibung und Morphologie. Wie wenn es einen Sinn gehabt hätte, für ein paar formale Einzelheiten solche Schlachten auszufechten! Nein, es ging im Grund um ganz anderes, es ging nicht nur um die Schriftsprache an sich, sondern um den Geist, den sie ausdrückt. Der romanische „Humanismus“ der Achtziger- und Neunziger-

jahre des 19. Jahrhunderts, d. h. die liebevolle, aber rein defensive Ausgrabung und Erhaltung von Sprach- und Literaturdenkmälern, hatte sich im 20. Jahrhundert allmählich zu einer eigentlichen, offensiven „Renaissance“ des romanischen Geistes gewandelt, der unwiderstehlich nach einer geistig und gefühlsmäßig lebendigen Form rief. Diese suchten gestaltende Dichter und erhaltende, erneuernde und schöpferische Lexikologen, unterstützt von immer weiteren Kreisen, wieder zu erwecken und, wo es nötig war, weiter auszubauen. Wenn heute die Dichtung eines Lancel nicht mehr Kopfschütteln und Spott, sondern Bewunderung und gestaltende Nachahmung in der jüngeren Generation findet, wenn heute nicht nur ein Bifrun, ein Travers, ein Champell, ein Jon und ein Martinus ex Martinis wieder gelesen und geschätzt werden, sondern auch die viel kräftiger gebliebene surselvische Dichtung eines Muoth, eines Nay, eines Fontana auch im Engadin bekannt wird und zu eigener Produktion anspornt, wenn heute unsere jungen Dichter, Schriftsteller und Journalisten eine Sprache schreiben, die wieder mehr Kraft und Saft hat, so ist dies vor allem diesem harten Kampf zuzuschreiben, der in den letzten zwanzig Jahren die Keime der Wiedergeburt, die seit Anfang des Jahrhunderts sproßten, zum vollen Durchbruch brachte, weil er ein Kampf um den Geist war, um das lebendige Wort, um den *viert*, gegen das bloß mit dem Mund gesprochene und mit der Feder geschriebene Wort, den *pled*.

Von dieser Bewegung ließen wir uns auch bei der Abfassung der neuen Wörterbücher der Lia Rumantscha leiten, sowohl wir Engadiner als auch unser Freund und Kollege Vieli aus der Sur- und Sutselva, einerseits wo es sich darum handelte, altes Sprachgut zu sichern und neu zu beleben, andererseits wo es darum ging, die Sprache durch Neuschöpfungen zu bereichern. Wir beschränken uns hier auf dieses letzte Problem: Bei der sprachlichen Fixierung eines neuen Begriffs, der im Romanischen noch keine sprachliche Entsprechung hatte, bemühten wir uns so viel als möglich, unsere philologische Schulung mit dem lebendigen Sprachgefühl des Romanen zu verbinden und uns zu fragen, welche geistige und gefühlsmäßige Reaktion das zu benennende Ding im Romanen hervorrufen mußte. Zum Teil mußten wir freilich wie Bifrun und seine Nachfolger im 16., 17. und 18. Jahrhundert zu fremdem Sprachgut Zuflucht nehmen – Bifrun, Vulpius und Dorta, Wiesel,

Gabriel erklärten dann jeweils die neuen Ausdrücke in entsprechenden Anmerkungen zum Bibeltext, Anmerkungen, deren Studium und erklärende Auswertung zu einer wahren Geschichte nicht nur der rätoromanischen Sprache, sondern auch des rätoromanischen Geistes sich ausgestalten ließe —. Die Verfasser der deutsch-romanischen Wörterbücher konnten sich nicht damit begnügen, für gelegentlich in einem zu übersetzenden Text auftretende neue Dinge und Begriffe romanische Ausdrücke zu schaffen. Ihnen stellte sich die Aufgabe, den übermächtigen eindringenden Strom der ganzen modernen Begriffs- und Dingwelt in fremdsprachlicher Form gewissermaßen abzufangen, zu kanalisieren und zur Bewässerung unseres Bodens mit romanischem Denken und Fühlen zu durchdringen. Nicht nur Altes zu erhalten galt es, sondern aus dem Geiste dieses Alten Neues zu schöpfen und mit Hilfe unserer eigenen und anderer dichterischer Eingebung dies alles neu zu gestalten. Die drei theoretisch unterschiedenen Momente der Sprachschöpfung, der Spracherhaltung und Sprachgestaltung vermischen sich hier ebenso wie die Aufgabe des Dichters, des Sprachforschers, des Lexikologen und Grammatikers. Oft wäre es — vor allem bei internationalen Ausdrücken — sicherlich falsch gewesen, um jeden Preis einen romanischen Ausdruck zu schaffen. Auch Bifrun, und erst recht seine Nachfolger im 17. und 18. Jahrhundert, hatten sich nicht gescheut, gewisse Ausdrücke direkt von außen her zu übernehmen, so etwa *anchora*, das Bifrun in der Anmerkung als „*ün instrumaint da d'afermer la nef*“ (ein Instrument, um das Schiff zu befestigen) erklärt, oder *auditur*, erklärt als „*chi oda*“ (der, welcher hört), *trun*, „*sez u suppia da grands siniurs*“ (Sitz oder Stuhl für große Herren), oder *balenna*, „*es ün petsch grand il mar in aquel Jonas stett*“ (ein großer Meerfisch, in dem Jonas war), oder schließlich *barbaris*, das die köstliche und heute natürlich längst nicht mehr zutreffende Erklärung erhält: „*lieud grusera, sco nus dschain gualzers*“ (grobe Leute, wie wir sagen „Walser“).

In anderen Fällen konnte man aber, sicherlich mit Vorteil, auf romanische Elemente aufbauen, und wir erhielten denn auch von gelegentlichen Mitarbeitern die schönsten Vorschläge, die oft in unvergleichlicher Weise die Art des Romanen, Begriffe und Dinge sprachlich zu erfassen und auszudrücken, spiegeln; so z. B. führten wir mit Erfolg für „Pfadfinder“ weder das ans Französische sich

anlehrende *sclariduors*, noch in erster Linie das aufs Italienische fußende etwas großsprecherische *exploratuors* (an dem das Surselvische festhielt) ein, sondern den treffenden Vorschlag von Pfarrer Grand, *battasendas*, dessen Vorzüge nicht in der logischen Wiedergabe eines Begriffs liegen, sondern im Gefühlswert des Wortes. Wie romanisch gefühlt ist z. B. für „Fallschirmabspringer“ gegenüber dem abstrakt wirkenden *parachutiste* und *paracadutista* das im Engadin inzwischen schon allgemein eingeführte *placharöl*, das kühn vom Verb *as plachar* (sich niederlassen, namentlich von Vögeln) gebildet wurde, während die schon eingeführten *früttaröl*, *stantiröl* usf., wie die italienischen Vorbilder denominal gebildet sind; oder das von *clav* (Schlüssel) abgeleitete *clavella* für „elektrischer Schalter“, das vom Verb *batter* abgeleitete *trabat* für „Durchschlag der Schreibmaschine“, *tabla de distribuziun* für „Schalttafel“. Für „Schalter“ (Schalterfenster) hielt sich das Surselvische ans Italienische mit der Schöpfung *spurtegl*, das Engadinische wagte eine romanische Bildung *fnestrigl* (aus *fnestra*, „Fenster“); umgekehrt konnte das Surselvische für „Kniebeuge“ *enschanugliada* einführen, während das Engadinische diese suffixale Bildung wegen ihrer Bedeutungsnuance nicht wagte und – vielleicht zu Unrecht – beim technischeren *flexiun dal schnuogl* blieb, während beide wiederum sich für „Dampfwalze“ auf die romanische Bildung *splattütscha* resp. *splattera* einigen konnten.

Aus diesen wenigen Beispielen für Hunderte und Tausende anderer ist leicht ersichtlich, wie bei solchen Schöpfungen bald das Erhaltende, bald das völlig neu Schaffende vorwiegt, sobald sich der Lexikolog der gestaltenden Kräfte bewußt zu werden versucht, die in der Sprache latent sind, oder der Widerstände, die das regional verschiedene Sprachgefühl erstehen läßt. Es wäre vermessen, zu glauben, daß wir jeweils immer den Nagel auf den Kopf getroffen hätten, wenn wir auch unsere Wahl stets durch Rücksprache mit den Vertretern der betreffenden Fachgebiete stützten. Wo wir nicht glücklich waren, wird der Sprachgebrauch, und vor allem der gestaltende Dichter und Schriftsteller selber Besserem zum Durchbruch verhelfen. Im allgemeinen ist aber wohl zu sagen, daß da, wo wir in der Wortbildung, in der Annäherung des Schriftbildes an gesprochenes Wort und Satz, dem gesunden Instinkt folgen und möglichst die ungelehrte, spontan hervorbrechende Form wählen, wir des Erfolges sicher sein können.

Wir müssen zum Schluß eines nicht vergessen : Wenn die kleine Zahl der romanisch Sprechenden für die Sprache eine Gefahr bedeutet, so kann diese kleine Zahl andererseits auch eine Stärke sein, denn sie gewährt der Inspiration und der Durchschlagskraft des Einzelnen viel größere Erfolgsaussichten. Das konnten wir in den letzten zwanzig Jahren in ebenso kräftigem Maße erfahren wie seinerzeit ein Bifrun. Wie viele in dieser kurzen Zeitspanne von Einzelnen lancierte neue Ausdrücke, wie viele wiederbelebte Archaismen (ich denke etwa an *parsura* für „Vorsitzenden“) und phonetisch echtere Formen, die modernen Italianismen gewichen waren, sind heute schon absolut Gemeingut geworden ! Es bewahrheiten sich eben auch hier die von Plato und Aristoteles gerühmten Vorzüge der numerisch beschränkten staatlichen Gemeinschaft, die das Gleichgewicht zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft wahrht. Hat dieses Durchdringen des Einzelnen in der Gemeinschaft, sobald er ihren Geist zu gestalten imstande ist, nicht etwas Kostbares an sich im Zeitalter der Großstaaten und der Massen, und kann man daraus nicht auch seine Schlüsse ziehen in bezug auf das Durchdringen des einzelnen, selbst kleinen Staates in der Völkerfamilie, wenn er dem Sinn fürs Einigende eine Form zu geben vermag ?

Briefe des Pfarrers Matthias Conradi an die Bündner Regierung 1821 bis 1826

Mitgeteilt von Dr. F. Pieth, Chur

Im Bündner Staatsarchiv befinden sich drei Briefe des bekannten romanischen Schriftstellers und Pfarrers Matthias Conradi an die Regierung. Es handelt sich um Danksagungen für Gratifikationen, die die Behörde dem um das romanische Schrifttum verdienten Manne zugewendet hatte als Anerkennung für romanische und deutsche Publikationen und als Aufmunterung zu weiterer literarischer Betätigung.

Der erste Brief, vom 15. Dezember 1821, bezieht sich auf des Verfassers „Praktische deutsch-romanische Grammatik, die erste